

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 47 — Sonntag, den 17. November 1935

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Der alte Pferde-Göpel bei Johannegeorgenstadt

Je weiter wir uns von der Zeit entfernen, da unser Erzgebirge seinen Namen als reiche Fundstätte edler Metalle trug, um so mehr gewinnen für die Entwicklungsgeschichte unserer Heimat alle die Ueberreste Bedeutung, die an die leider so bald vergangene Bergherrlichkeit gemahnen. In der Tat war das Bergleben so vielgestaltig, daß die überlieferten Erinnerungen

noch sehr reich sind. Ein solches Ueberbleibsel, das noch unberührt liegt, wie es vor bald 200 Jahren entstanden ist, der Pferdegöpel, den uns der Künstler hier mit seinem Blick für die alten historischen Werte unserer engeren Heimat gezeichnet hat. Wir haben schon oft in unseren „Erzgebirgischen Heimatblättern“ Bilder solch alter Bergmannszeit gezeigt. Heute dürfen wir einen

Blick hinein tun in den alten Göpel, den wir bei unseren Wanderfahrten ins Auerberggebiet in seinem charakteristischen Außenbau vielleicht schon oft gesehen haben — den Göpel, der wenige Schritte abseits der Staatsstraße Johannegeorgenstadt—Eibenstock 830 Meter hoch liegt. Ein Fachmann gibt uns freundliche Auskunft dazu: „Der Pferdegöpel wurde im 18. Jahrhundert über dem Treibschachte der ehemals selbständigen Grube „Neu-Leipziger Glück“ errichtet, die jetzt der Gewerkschaft „Vereinigt Feld im Fastenberg“ angehört. Von den zahlreichen früheren Pferdegöpeln in Sachsen ist er der einzige noch erhaltene und stand bis vor zehn Jahren noch in zeitweisigem Betriebe. Wie anderwärts nötigten die hohen Unkosten, besonders der steigende Wert der Pferde, und die Langsamkeit der Förderung zur Einstellung des Betriebes. — Dieser Göpel ist vollständig aus Holz gebaut, ein Meisterstück der Zimmermannskunst. Das Dach des eigentlichen Göpelraumes, das die Gestalt einer achteckigen Pyramide hat, ist mit Schindeln gedeckt. Im Mittelpunkte befindet sich die 8 m hohe stehende hölzerne Welle, die an ihrem oberen Ende zwei Seilkörbe trägt, auf die sich die Förderseile auf- und abwinden. Die Seile laufen über hölzerne Seilscheiben in den Schacht hinab, und die an ihnen befestigten Tonnen haben im Laufe der Jahre ungezählte Mengen erst von Silber, später von Wismuth-Erzen zutage gebracht. — Da der Göpel der einzige noch vorhandene in Sachsen, wahrscheinlich in ganz Deutschland, ist, fand er bald die Anteilnahme des Heimatschutzes. Hoffentlich bleibt dies Denkmal einfachen Bergbetriebes noch recht lange Zeit erhalten.“



PFERDE-GÖPEL
Grube Neu-Leipziger Glück
bei Johannegeorgenstadt

Schinnerhannes /

Der Stülpner-Karl des Hunsrück
Das Leben eines Entwurzelten
 Copyright by Dr. Vogt-Kaiserslautern
 Sämtliche Bilder: Foto Vogt

(3. Fortsetzung.)

Nach des schwarzen Peter Weggang fühlte sich Schinnerhannes etwas einsam. Der wüste Gefelle hatte ihm gefallen. Gerade wegen seiner lichten Momente, in denen er sich verfluchte und sein Leben beklagte. Schinnerhannes verstand so gut den Entschluß des Peter, wenigstens in etwas wieder in die bürgerliche Ordnung zurückzukehren. Auch er bekam von Zeit zu Zeit diesen unwiderstehlichen Drang, heimzukehren und ordentlich zu werden, aber das Leben war so schön und frei, er hatte ein Ansehen — größer wie ein Graf, und die Werner Elis — hol sie der Teufel, das Weibsbild ist an diesem schuld. — Schinnerhannes wurde der Elis überdrüssig. Auf einmal war der Widerwille da. All ihr Klennen nützte nichts, er war sie satt. Der Schmitt Martin, der gerade zur Schinnerhannestruppe gestoßen war, der Husarendeferteur, hatte an der Elis sehr Gefallen. Schinnerhannes war froh, als er sie dem Deferteur abtreten konnte. Aber sie brannte, nachdem alle Versuche, den Schinnerhannes wiederzugewinnen, vergeblich waren, mit einem französischen Offizier durch und zog mit ihm als Bursche verkleidet durchs Land. Man hat sie dann nicht mehr gesehen. Ihr Vater ward in diesen Jahren in Trier gehenkt, ihre Mutter rechtsrheinisch geköpft und ihr Bruder ebendort gehenkt, ihre Schwester nahm einen sächsischen Offizier zum Mann.

Schinnerhannes hatte Sehnsucht nach der jungen Buzlief-Ämi. Das seine Dirndsein entsprach gerade seiner derzeitigen weichen Gemütsstimmung. Zudem mußte man doch im Augenblick sehr vorsichtig sein und zurückhaltend mit dem Stehlen. Der Franzmann machte wirklich ganz energische Anstrengungen, das Land von dem Gefindel zu säubern. Das war der seiner Autorität schuldig. Schinnerhannes zog also die Schäferstündchen bei der Buzlief-Ämi vor und hielt es für ganz selbstverständlich, daß die Ämi ihm, dem unwiderstehlichen Räuberhauptmann, in Demut und Liebe wieder in die Arme fliegen würde. Aber die Buzlief-Ämi hatte noch nicht vergessen, daß der Hannes lange Zeit die Schäfer Elies ihr vorgezogen hatte, und sie war doch jünger und niedlicher. Jetzt, wo der Herr Hannes an der Elies genug hatte, sollte die Ämi wieder gut genug sein. So etwas läßt sich ein junges Mädchen nicht gefallen und dafür muß der Hannes einen Denzettel bekommen. Und zwar einen, an den er zeitlebens denkt. Der Hannes ist doch nicht treu und die Buzlief-Ämi schwärmte für Treue, und Zughetto Peter war bestimmt treuer, wie der Hannes. Aber es ist gefährlich, den Hannes zum eifersüchtigen Nebenbuhler zu haben. Wenn er selber auch nicht züchtigt, es sind leider immer Leute bei ihm, denen das Messer locker sitzt und die für ihren Räuberhauptmann schon einmal einen Dolchstoß wagen. Also! Und zudem kann man mit dem Hannes ein schönes Stück Geld verdienen, wenn — — man ihn verpeßt, daß die Häfcher ihn greifen. Psui Ämi, wie abscheulich! Aber hat der Hannes nicht schofel an mir gehandelt?! Rache muß sein, so sagt der Hannes selbst. Also!

So fanden die Gendarmen den Schinnerhannes eines Nachts bei der Buzlief-Ämi, und als man den Räuberhauptmann in Ketten abschleppte, da wollte sich die Buzlief-Ämi hier ein Leids antun, so sehr ging ihr das nahe. In Wirklichkeit; denn als die Häfcher kamen, bereute sie ihren Berrat. Aber

geschehen war geschehen und der Hannes wird die Sache schon drehen.

Der Hannes saß in Kirn im Rittchen und regte sich eigentlich gar nicht so sehr auf. Er ließ durch den Gefängniswärter an sehr viele angesehene Personen Grüße ausrichten, und jedesmal nach so einem Gruß kam Bewegung in die Begrüßten. Sie fürchteten den Hannes, daß er ausplaudere. Ja, was kann der schon über ehrbare Leute ausplaudern!? Nun ja, man hat so seine Feinde, und der Hannes ist gefällig und gegen gutes Geld ein gutes, williges Werkzeug, um den Feinden Schaden anzutun. Und zudem ist der Hannes mächtig und man kann nicht



Der „Husaren-Philipp“
 nach dem Aquarell in der Mainzer Stadtbibliothek
 und Stadtmuseum.

wissen, was noch aus ihm wird, man hat so seine Verbindungen zu ihm aufrecht erhalten, und es war gut so, als er noch in Freiheit war; nun aber ist es gefährlich, der Hannes ist jung und gesprächig und könnte einem in große Verlegenheit bringen. Was ist zu tun? Schaffen wir uns den Hannes vom Halse. Schicken wir ihm eine gute Flasche Wein in Beantwortung der Grüße und tun wir ordentlich Gift hinein, dann wird der Hannes wohl schweigen und sich hüten, wohlhabende Bürger in Verruf zu bringen. Aber der Apotheker ist ein vorsichtiger Mensch, und es gibt in der Apotheke so viele Phiolen und Flaschen mit gewaltigen lateinischen Namen, daß man unter dem geheimnisvollen Titel meinen könnte, eine ganze Kompagnie damit vergiften zu können, und man schickt so ein harmloses Wasserlein statt des Giftes, damit ja niemand, nicht Mensch und Vieh, Schaden leiden sollten. Und so ist denn die teuflische Absicht, den Hannes zu vergiften, um einen unliebsamen Mitwisser und Angeber zu beseitigen, daneben gegangen. Der Hannes aber hält selbstverständlich den Mund und gibt seine Betriebsgeheimnisse nicht preis; denn er denkt nicht daran, im Gefängnis

oder unter dem neumodischen französischen Henkersbeil sein Leben zu beschließen, sondern noch recht lange zu leben.

Auch der Turm in Simmern, wohin man ihn bringt, läßt ihn kalt. Ja, er betrachtet ihn als gutes Zeichen; denn der schwarze Peter war vor ihm drinnen und kam wieder heraus. Warum sollte es ihm nicht gelingen? Mut, Schinnerhannes, jetzt sollen sie mich erst recht kennen lernen!

V.

In diesem Jahre 1799 wollte die Gendarmerie dem Gaunertum zwischen Rhein, Nahe und Mosel den Garaus machen. Der Hauptträdelsführer und Schrecken der Gegend, der Schinnerhannes, saß fest im Turm von Simmern. Ebenso der Johann Müller. Die Bande war nun führerlos und sollte endgültig auseinandergeprengt werden. Der Gendarm Adam brannte darauf, den Ruhm für sich in Anspruch nehmen zu können, die Schinnerhannesbande vernichtet zu haben.

An einem Sonntag erhielt die Gendarmerie Nachricht, daß der größere Teil der Schinnerhannesbande mit dem schwarzen Peter an der Spitze in einer Mühle unweit Kirn beisammen seien. Man umstellte die Mühle, öffnete plötzlich die Türe. „Hände hoch!“ Ein wahnsinniges Erschrecken, Fenster klirren, eine weiße Gestalt im Nachthemd springt auf das Mührad. Man schreit: „Der schwarze Peter ist durch“, Schüsse knallen,
 (Fortsetzung siehe Seite 7.)

Preßnitz, die Stadt der Musikanten

Von Geo Bayer

(Nachdruck verboten.)

Vom Bergbau über die Spigenzeugung zur Musik.

Wir alle kennen sie, die braven Leute aus Preßnitz, die als „böhmische Musikanten“ in aller Teilen der Welt anzutreffen sind, diese einfachen deutsch-böhmischen Erzgebirgler, die sich mit Leib und Seele der Musik verschrieben haben und die sich von der frühesten Jugend bis ins späte Alter hinein von ihren geliebten Geigen, Posaunen und Flöten nicht trennen können! Die zahlreichen Damenkapellen in Hamburg, Prag, London, Newyork, in Hintertupfing an der Bardauze und in Konstantinopel sind zum meist in Preßnitz beheimatet, der Stadt mit den meisten Musikanten, einst ein blühendes Gemeinwesen, heute von der Krise besonders hart betroffen und verarmt, in doppelter Hinsicht verarmt, denn zu dem Verlust der bisherigen Einnahmequelle, der Musik, gesellt sich die Ausichtslosigkeit der Erschließung anderer Verdienstmöglichkeiten für die vielen Tausende, denen die Gegenwart erbarmungslos die geliebten Instrumente aus den Händen genommen hat . . .

Weithin sich dehndes grünes Bergland gibt der stillen Stadt Preßnitz im deutschböhmischen Obererzgebirge harmonisch verlaufenden Hintergrund, dem Heimatstädtchen jenes trefflichen Musikantenvölkchens, das — noch gar nicht sehr lange ist es her — in ungezählten Gruppen die Welt durchwandert und ihrer Kunst erobert hat. Ein arger Kontrast: daß es die Söhne und Töchter dieser weltabgeschiedenen Siedlung im Hügelland des Obererzgebirges, in dem die Lebensuhr der Menschen stiller wie anderswo abzulaufen bestimmt erscheint, immer wieder fortlockt aus der träumenden Heimat, daß ihr Wandertrieb, ihre Sehnsucht nach der Fremde, nach den rauschenden Akkorden der großen Städte sich vererbt von Generation zu Generation, und daß diese Menschen nur ein Glück kennen: die weite Welt, die sie sich mit ihrer Musik erobern, mit den Volksliedern der deutschen Heimat, der sie trotz ihres Wandertriebes geradezu vorbildliche Treue bewahren. Das sind die Leute von Preßnitz, die Bläser, Geiger, Pianistinnen und Cellospielerinnen, die den Namen des stillen Erzgebirgsstädtchens zu einem internationalen Begriff gemacht haben, denn „Preßnitz“ — das heißt Musik, Klang, Gesang und Frohsinn.

Einst an Kaiserhöfen und in fürstlichen Diensten — heute in Not wandernde Musikbänden.

Wie Preßnitz zur Stadt der Musiker geworden ist? Blättern wir in der Geschichte des Ortes ein wenig zurück, und wir erfahren:

Nach einem großen Brande im Jahre 1811 hat die Bevölkerung des damals Bergbau treibenden Städtchens eine ausreichende bodenständige Beschäftigung nicht mehr finden können, so daß sie zum größten Teil gezwungen war, in die Welt zu

wandern und dort ihren Erwerb zu suchen. Vorwiegend waren es Musikdarbietungen, mit denen die verarmten Preßnitzer ihren Lebensunterhalt zu bestreiten versuchten, erst einzeln, dann in Gruppen, in Kapellen, die sich dank ihres Könnens in kurzer Zeit Weltruf erwarben und im internationalen Musikleben eine ganz hervorragende Stellung einzunehmen begannen: am russischen Hofe, in indischen Fürstenhäusern, in Afrika, Amerika und Spanien konzertierten schließlich ungezählte Preßnitzer Musiker, von denen es viele im Laufe der Zeit in der Fremde zu Ansehen und Reichtum brachten, ohne daß sie dabei der Heimat vergessen hätten, der Siedlung im waldumrauschten Erzgebirge, der kleinen Stadt, die in der Vorkriegszeit wohl den internationalsten Briefverkehr aufzuweisen gehabt hatte . . .

Von Jahr zu Jahr mehr bildete sich so das Berufsmusikertum der Preßnitzer heran, je öfter es geschah, daß einzelne Kapellmeister draußen in der Welt mit hochstehenden Persönlichkeiten und auserlesenen Kreisen in Verbindung kamen und Hofkapellen bilden konnten. Den Höhepunkt erreichte dieses erzgebirgische Berufsmusikertum in der Vorkriegszeit, während sich der daheimgebliebene Teil der Bevölkerung mit dem Studium der Musik beschäftigte oder auch damals mit der Bewirtschaftung des allerdings fast ertragnislosen Bodens und mit der durch Barbara Ullmann im Erzgebirge eingeführten Heim-Industrie des Spigenklöppelns, eine recht dankbare Heimarbeit, mit der heute allerdings nicht mehr das trockene Brot verdient werden kann.

Damals konnte Preßnitz als das Zentrum der Spigenindustrie im deutschböhmischen Erzgebirge bezeichnet werden, so daß in der Ursprungsbezeichnung „Preß-

nitzer Spizen“ die Gewähr wertvoller Erzeugnisse lag. Diese Heimindustrie ist, wie so viele andere des Erzgebirges, durch die fabrikmäßige Erzeugung völlig verdrängt worden. Die in dieser Industrie beschäftigten Leute haben, die kommende Entwicklung voraussehend, schon beizeiten getrachtet, in der benachbarten — bedeutenderen — sächsischen Industrie unterzukommen. So sind insbesondere bis nach 1930 die Tischlereien, die Eisen- und Maschinenfabriken in Sachsen es gewesen, die tausenden deutschböhmischen Erzgebirglern Arbeit und Brot gaben. Hauptsächlich boten die benachbarten Industriezentren Annaberg und Chemnitz reichliche Beschäftigungsmöglichkeit, und so gründete sich in jener Zeit ein beachtlicher Wohlstand im „böhmischen“ Teil des Erzgebirges: ein Teil der Familie betrieb daheim die Landwirtschaft, der andere zog durch die Welt und fand in der Musik Verdienst, während schließlich fast in jeder Familie einige Mitglieder im sächsischen Industriezentrum Arbeit und Einkommen erwerben konnten. Heute freilich hat sich das Bild gründlich geändert, ist der bescheidene Wohlstand dahin: das einst blühende Wirtschaftsleben ist zerstört worden durch die allge-



Adam und Eva,
erzgebirgisches Volksmusikerpaa, das von 1850—1900
in den Karlsbader Restaurants spielte.

meinen Nachkriegswirkungen, Folgen, die sich am fühlbarsten zuerst in der Musik zeigten, da angesichts der Absperren des Auslandes die einst bedeutenden Kapellen überhaupt nicht mehr außer Landes reisen können; noch mehr, ihre Mitglieder wurden durch die gegebenen Verhältnisse ihrer vielfach im Auslande angelegten Vermögen verlustig und kamen tief ins Elend . . . Gleichzeitig verloren aber auch insbesondere durch die unglückliche gesetzgeberische Regelung der Arbeitsverhältnisse im Grenzgebiet die Industriearbeiter zur Gänze ihr bisheriges Arbeitsfeld, und so findet die Bevölkerung gegenwärtig überhaupt keine ausreichende Beschäftigung, da einerseits eine bodenständige Industrie völlig fehlt und anderseits der Boden nur eine so geringe Ertragsfähigkeit aufweist, daß davon nicht einmal das nackte Leben gestiftet werden kann. Dazu kommt, daß die zahlreichen Musikkapellen zerfallen sind und sich in kleineren Gruppen im hiesigen Gebiete ihr schweres Brot zu verdienen suchen müssen . . . nämlich den zahlreichen „Hof“-Sängern, die durch die Ländertippen . . .

So hat dem Städtlein Pörsnitz im deutschböhmischem Erzgebirge die graue Not viel von seinem Charakter genommen. Von den Kapellen, die einst in glänzendem Rahmen mit ihren Erzgebirgsweisen Stürme des Beifalls geerntet, die dem deutschen Biede auch jenseits des Atlantik die Herzen geöffnet haben — von diesen Kapellen sind heute nur mehr traurige Reste übrig: kleine Gruppen sorgenerfüllter Männer, Frauen und Mädchen, die in den engen Grenzen des Landes, dem ihre Heimat einverleibt

worden ist, in Straßen, Gassen und Höfen musizieren . . . für Almosen, die ihnen aus den Fenstern zugeworfen werden. Die ehemals fröhlichen Weisen der Pörsnitzer Kapellen sind melancholischer geworden, und nicht weniger trübselig erscheint heute das Gesicht der kleinen Stadt im Gebirge. Diese Zeit, in der alle Werte — kulturelle und wirtschaftliche — anders als früher gemessen werden, hat für Sang und Klang nicht mehr viel übrig, sie hat eine Art Rationalisierung auch ins Reich der Töne gebracht durch die mechanische Musik, die bequemer, abwechslungsreicher und — billiger ist. Sie hat, darüber kann man sich nicht hinwegtäuschen, nichts übrig für Idyllen, die das rasende Tempo der Gegenwart nicht vertragen. Daß die Musikkapellen aus Pörsnitz den Rahmen der Idylle brauchen, ist ihre Tragik, die um so mehr erschüttert, als das Hineinwandern ins Elend unter den Klängen alter, lieber Weisen geschieht, die wie ein verlорener Blodenton aus schöneren Zeiten herüberzittern in diese Gegenwart, in der „Herz zu tragen“ überlebt erscheint . . .

Einige wenige Klöppelsäcke klappern noch im Erzgebirge, und aus den Fenstern der Musikschule in Pörsnitz vernimmt man auch heute noch das Spiel der Instrumente. Aber es sind nicht mehr die vollen, frohen Akkorde von früher, es ist nicht die jubelnde Melodie von einst mehr; was übrig geblieben ist, klingt den von ihren Wanderfahrten in die Umgebung müd und meist mit leeren Taschen heimkehrenden Musikanten als dünnes Klageklage entgegen, als der trübe Ausklang himmelstürmender Hoffnungen der Pörsnitzer Generation von heute.



Hans v. Rauffen

Der sächsische Prinzenraub

Auf allen Kirchen im meilenweiten Umkreise tönte das Geläute der Sturmglocken durch die friedliche Stille, und Reiter jagten in allen Richtungen auf den Straßen nach dem Gebirge. Die sächsischen Prinzen, Ernst und Albert, waren von dem Schlosse zu Altenburg durch Räuberhand entführt worden, und die ganze kurfürstliche Dienerschaft war aufgeboten, noch auf sächsischem Boden die flüchtigen Räuber

zu erteilen. Kunz v. Rauffen, ein Ritter aus dem Bruderkrige, der sich von Friedrich dem Sanftmütigen beleidigt glaubte, weil er ihm die nur pfandweise geliehenen Güter hatte zurückgeben müssen, war es, der den verbrecherischen Raub mit seinen Helfershelfern begangen hatte. In der Nacht vom 7. bis 8. Juli 1455, als der Kurfürst nach Leipzig gereist und die Dienerschaft des Schlosses bei einem fröhlichen Gelage in der Stadt versammelt war, erstieg er auf Strickleitern, die der treulose Küchenjunge, Hans Schwalbe, an den Fenstern befestigt hatte, die hohen Mauern des Schlosses. Bald gelangten die Räuber in das Schlafgemach der Prinzen, weckten sie mit drohenden Worten aus dem süßen Schlummer und führten sie eiligst von dannen. Und als die Räuber statt des Prinzen Albert einen jungen Grafen ergriffen hatten, eilte Kunz zurück und fand ihn endlich in seinem Verstecke. Vergebens rief die eingeschlossene Mutter um Hilfe, vergebens flehte sie zum Fenster heraus mit aller Angst des Mutterherzens: „O lieber Kunz, tue nicht so übel an mir und meinem Herrn; auf den Knien will ich ihn bitten, dir deine Forderungen zu gewähren, nur gib mir meine Kinder wieder!“ Vergebens suchte sie sein gefühlloses Herz zu erweichen! In wilder Hast ritten die Räuber, die einen mit Albert auf dem

Wege nach Eisenberg in Böhmen, die andern mit Ernst auf dem Wege nach Franken zu. Auf seinem Gute Eisenberg wollte nun Kunz dem Kurfürsten vorschreiben, welche Summen er für die Auslösung der gefangenen Prinzen geben sollte.

Raum wurde der Raub bekannt, als das ganze Land in Bewegung geriet, und die Sturmglocken von einem Dorfe zum andern die Trauerkunde trugen und zur schleunigen Verfolgung der Räuber aufforderten. Aber schon hatte Kunz die Gegend von Grünhain und Elterlein erreicht, nur zwei Stunden noch von Böhmens Grenze entfernt. Schon glaubte er sich sicher und seinen Raub geborgen. Ein dicker Wald verbarg ihn vor den Augen seiner Verfolger. Er erlaubte daher auch dem Prinzen, indem er selbst mit seinen zwei Knechten von den Pferden abstieg, einige Erdbeeren zu pflücken, weil der Kleine vor Hunger und Durst zu verkommen drohte. Aber hinter einem Baume schlief ein Kohlenbrenner, der, von dem Anschlag seines Hundes erwacht, mit Staunen die fremden Ritter in seiner Nähe erblickte und aus der Ferne den Klang der Glocken herüber hörte. Schnell sprang Albert zu ihm hin und raunte ihm die Worte ins Ohr: „Rette mich, ich bin der Prinz von Sachsen!“ Schnell ergriff der Köhler seinen gewaltigen Schürbaum, und der Hund stürzte auf die herbeieilenden Knechte los. Kunz selbst, mit den Sporen ins Gestrüpp verwickelt, fiel zu Boden und war nun den Schlägen des mutigen Kohlenbrenners preisgegeben. Da wollten die Räuber die Flucht ergreifen, aber schon umringten von allen Seiten, von des Köhlers Weibe zur Hilfe gerufen, die ruhigen Köhler die Kämpfenden und machten bald Kunzen und seine Knechte zu Gefangenen, trotz der Summe, die Kunz für seine Freilassung geboten hatte. Schon am folgenden Tage führte der glückliche Köhler, Georg Schmidt, den geretteten Prinzen im Triumphzuge in die Arme der geängsteten Mutter. —

Während hier im Grünhainer Walde der jüngere Prinz seinen Retter gefunden, hatten die Raubgenossen Kunzens, v. Rosen und Schönfels, mit dem älteren Prinzen in einer Höhle bei Hartenstein sich geborgen. Von einem Holzhauer über Kunzens Gefangennehmung in Kenntnis gesetzt, übergaben sie ab-

ihre Beute, gegen Zusage ihres Lebens und ihrer Freiheit, dem Amtshauptmann Friedrich von Schönburg. In feierlichem Zuge wurden die befreiten Prinzen nach Altenburg zurückgebracht. Da wurde ein großes Freudenfest gehalten und in allen Kirchen öffentliche Dankfagung getan. Und der sächsische Hof machte eine Wallfahrt nach der Ebersdorfer Kirche bei Chemnitz und der Kurfürst ließ daselbst die Kleider der beiden jungen Herrlein, so sie bei ihrer Entführung angehabt, wie auch des Köhlers Kittel und Kappe, aufhängen. Aber während der jubelnde Festlärm durch das Land ging, verlor zu Freiberg ein erprobter und wohlverdienter Kriegsmann, Kunz von Kauffungen, durch den Scharfrichter auf öffentlichem Markte sein Leben. Seine beiden Helfer, Schweidnitz u. Schwalbe, fanden in einem noch schrecklicheren Tode ihre Strafe. Der wackere Kohlenbrenner aber, der den Kunz so weidlich getrikt hatte, erhielt zur Belohnung, außer dem freien Holze zum Kohlenbrennen, um das er nach des Kurfürsten Aufforderung nur gebeten hatte, für sich und seine Nachkommen ein Freigut in der Gegend von



Gefangennahme von Kunz von Kauffungen durch die Köhler.

Zwickau. Die geretteten Prinzen, wichtig für Sachland als die Stammväter der beiden sächsischen Regentenslinien, wuchsen heran zur Freude ihrer Eltern, und mancher denkwürdige Fürst ist aus ihrem Stamme hervorgegangen. Ein Sprüchlein folgenden Inhalts war zu damaliger Zeit in Umlauf: „So geht's, wer wider die Deberkeit sich unbesonnen empöret; wer es nicht meynet, der schau an Kunz'n: seyn Kop thut zu Freyberg noch 'runner schmunz'n und jedermann davon lehret, ja lehret!“

Der Bruderkrieg hatte dazumal in den sächsisch-thüringischen Landen gar übel gewüthet. Eine Folge der ordnungslosen Zustände nach dem Bruderkriege ist der Prinzenraub. Der Prinzenraub ist ein wirkliches Geschehnis und 1455 zu Altenburg vor sich gegangen. Aber das sächsische Volk hat an dem Ereignis so herzlichen Anteil genommen, hat es liebevoll mit sagenhaften Einzelzügen ausgeschmückt, hat die große Haupt- und Staatsaktion so oft auf seinen Puppentheatern gesehen, daß die Geschichte auch wert ist, wie vorstehend geschehen, wiederholt zu werden.

Lockruf der Heimat

Wir trafen einen müden Mann, unten am Bodensee, irgendwo in einer kleinen Aneipe. Wir sprachen von daheim, und er sah uns unverwandt an und fragte dann: „Seid Ihr Sachsen?“ Da bekannte er sich als Gebirgler u. klagte uns sein Leid. Das Heimweh hatte ihn gepackt und wühlte ihm die Brust auf. Im Fluch war er von der Heimat geschieden, mit Haß im Herzen geflohen. Aus Oberrhein stammte er und lebte jetzt in guten Verhältnissen am schönen Bodensee auf der Reichenau und war doch nicht froh. Er konnte die Heimate Erde nicht vergessen, die ihn nicht zu ernähren vermochte. Er sprach zu uns vom Beerenfuchsen, Kreuzotternfang, von Weihnacht im Gebirge, der Christmette, vom Leben als Bub. Von der Mutter sprach er uns, wenn sie ihm Vogelbeeren in den Schoß legte, gelbe Vogelbeeren mit einem Schimmer ins Blutrote, wie sie nur bei uns im Gebirge wachsen. Er hörte den Gebirgswald wieder rauschen, den Bergbach sprubeln, und seine Augen glänzten, und all sein Sehnen legte er in die Worte hinein. Dann mußten wir sprechen, von der Hei-



mat, vom Bergwinter und dem Bergfrühling, dem Altweibersommer und den Dezemberstürmen mit all ihrer Wucht. Dann verließen wir ihn und hatten einem Müden Leben gegeben. Der Heimat einen Besuch abzustatten versprach er uns, der Heimat, von der er im Haß geschieden, der er gegroßt hatte und gefloht, dieser Erde gast jetzt sein Sehnen. Und unser Erinnern gilt dir, du müder Mann, der du noch Sehnen kennst und Heimat fühlst, der Schlechteste bist du nicht, du kehrst zurück, die Heimt gibt dir Trost, der Bergwald Fried und Ruhe. H. S.

Dr. Weigel-Annaberg erzählt von erzgebirgischen Originalen

Dr. Maximilian Weigel-Annaberg plaudert heute wieder zu unseren Lesern und zeichnet „Arzgebürgsche Orphenale“. Da lauschen unsere Erzgebirgler auf, denn es gibt selten wieder einen so guten Beobachter erzgebirgischer Typen als ihn. Das Wesen solcher „Arzgebirgischer Orphenale“ zu ergründen, will sein verstanden sein, handelt es sich doch sehr oft um Menschenkinder, die in ihrer schlichten erzgebirgischen Art reich an Herzensgüte sind und die man eben verstehen muß. Aber hier ist jaust die rechte Arbeit für unseren Mundart-Heimatschriftsteller Dr. Weigel, der mit unsern Erzgebirglern eng verwachsen ist, der mit ihnen lebt und durchs Leben geht und sie in ihrer Art versteht. In einem schmucken Büchlein hat er seine Erlebnisse zusammengestellt und dieses Büchlein hat so angesprochen, daß immer neue Auflagen im „Glückauf“-Verlag in Schwarzenberg herausgegeben werden. Wer recht von Herzen lachen will, der kaufe sich eins dieser billigen Hefte „Arzgebürgsche Orphenale“ von Dr. Maximilian Weigel.

Gengerich-Franzees'ch.

Vir dreißig Jahr'n war dr Tittmann-Richard dr Sprooch wagn gut zwä Jahr in Paris. 'r war in dr Schul dr Arschte gewasn un sei Vater hat de Pfeng drzu, dan Karri nooch Paris ze schickn. Zevir hatt dr Richard in Posamentenzeich gelarnt un in Paris war 'r geleich in en Geschäft afomme, wu's, wie in Annaberg, Gorfstrafen, Gimpfen un Schlung ze verkaafen gob. Schie nooch'n halbn Jahr hot'r juviel Pfeng ordient, doß 'r siech in ganz Frankreich imsahe konnt. Sei Vater hatt ne Richard geschriebe, doß 'r net eher ehäm komme sollt, bis ar is Franzees'sche wie geschmiert streitn konnt. Sei Vater hatt ne Richard an ledsten wie e Wunnertier virföhren mögn. Net emol dr Bürgermäster un dr Pastor konntn richtig freiwag Franzees'sch redn. Un gerode dan wollt'sch zeign. Domit dr Richard is Franzees'sche in Genger net verlärne sollt, schrieb dr Vater, dr Richard konnt seintwagn en klänn Franzus mietbränge, dar konnt in Genger drfür is Deitsche lerne. Dr Richard hat aa geschriebe, doß ar dan Gung von senn Logieleitn mietbränge tät. Dr Harmann, wos ne Richard sei Vater war, hot nu schie in de Wärtshaiser viel von dan beeden Franzusn drzehlt.

Mr hattn enn in Genger, dar war in Deitschafrika gewasn. Dos war dr änzige, dar, obgefahe von dan Leiten, die ne Bier oder ne Lotto halber in Weipert warn, von de Genger'schen in Ausland gewasn war. 's warn wuhl e paar Familien nooch Amerika ausgewannert, obr die warn net wieder ehäm komme. Die Zeit, die nieber ins Böhmsche zun Pfaar- oder Dachsenhannel machetn oder bei ner Schlietenpartie e paar Päckle böhmischn Tobak paschehn, konnt mr aa, wäß Gott, net als Auslandsbesucher asähe. Wos dr Deitschafrikaner war, dar hat wuhl e paar alte Fall un Sabeln un Flintn von do untn har mietgebracht, obr zu enn klänn Afrikaner hatt dar'sch doch net gebracht.

Su erzöhlet dr Harmann, wenn ar von dan klänn Franzusn redn tat. De merchten konntn siech drzu überhaupt kää richtig Bild machn, wu eengilich dos Frankreich log. 's Thriemer-Christel, dos hie zun Harmann arben tat un dos e Enkele in Brandenburg hatt, hot ne Harmann jedsmol gefregt, ob dā Brandenburg noch weit von Frankreich sei. Dos brauchet nu net wetter aufgefälln, weil's Christel jedesmol freget, wenn von Afrika oder Amerika de Red war, ob's noch weit von Brandenburg sei. Ober wie 's Christel drzöhlet, doß ihr Enkele von

Brandenburg ne Brandenburgerin miet nooch Genger bränge tät, do hot siech dr Harmann über sette Noochmacherei e bissel geärgert. In dar Zeit dozemol wurn abn die Zeit, die e wing weit waggewasn warn, mehr ageguckt wie ihe. Wu's noch kää Eisenbah nooch Schimfeld un Ehrndorf gob, do wurn siech de Zeit agestaunt, die Kamß, Drasdn oder Leipzig kanntn. Von enn Boff' aus unnerer Nachbarschaft, dar in Weg bei dr Artillerie stand, wäß mr nār, doß de Zeit off dr ganzn Strooß gesiecht hobn, wie ar su weit wag kam. 's fiel abn jeder auf, dar e bissel draußn rim komme war. Dr Riekel in Gasthus hie nār noch dr Barliner, weil 'r als Fläascher in Berlin gearbt hatt. Aa dr Harmann war weit rim komme. Sugar mit'n eegne Pfaar un enn Jagdwoogn war 'r de pulische Grenz lang gefahrn,

wenn'r de Tischer un de Leichnfräa mit senn „Ruhesantl“ un „Auf Wiedersehen“ besuchn tat. Obr dr Siebnhöfer Bargermeister, dar off dr Balz bis nooch Lüneburg komme war un plattdeitsch bis zwanzig jöhln konnt. Obr gar dr Knopp-Fritz-Anton, dar mit senn Quarsack überol off de Bahrmarin rimzug. Obr kärer von dan Leiten hatt enn aus'n fremdn Land mietgebracht. Von de Ausländer liehn siech höchstns emol Zigeiner, Battelmusikantn, Bar'nreiber, Kesselslicker un Maus- un Rattenfall'n-Leit aus Italien sahe, obr mit sittn ausländ'schen Gerah wur net viel Ruß gemacht, die soog mr lieber giehe wie komme un drhalbn warn aa de Schandarm hinner sittn Leiten tüchtig har.

Sitte Betrachtung wurn dozemol, wie dar kläne Franzus' off Genger kam, übr de Ausländer agestellt. Mit'n Paster hot siech sugar dr Harmann aufgelegt. Dar war su egebild't, als ob ar Franzees'sch wie sei Richard streitn konnt. Dr But gegn dan Karri hot siech dr Harmann dozemol off sei Hausdach enn Halbmond a'bränge lossn un de Stang drzu hatt'r siech, wie 'r saht, direkt aus'n Drynt komme lossn. Aa mit'n Kiemer-Emil, dar hausenweis' de Paketr nooch Frankreich schicket, hot dr Harmann ne Richard wagn e gruß Theater gehatt. „Wenn dr Richard ehäm kimmt, warschie dostiehe wie e Ziegnbod“, hatt dr Harmann zun Emil gefaht. 's hätt bal' drwagn ne Klog gabn. Aa wagn dan Halbmond war dr Schandarm emol ben Harmann. Se konntn ne obr nisch a'hobn.

Ru warsch su weit, doß dr Richard mit dan klänn Franzus agelandt kam. Dr Richard war e schiener Kerri worn un de Genger'schen Määd gucktn aa net garstig hinner ne har. Sei Frieda hot ne fig waggesschnappt, eh siech annere an Richard ramachn konntn. 'r hot net viel Sums von siech gemacht, 'r hot siech vielmehr nār aufs Galdverdiene gelegt, un dos hatt'r gelarnt. Sei Vater hat siech obr nu eengilich senn Gung e bissel annerschieht virgestellt. 'r hatt siech obr dreineigefundn.

Dodrvier war dr kläne Franzus, dan se Ränäh nanntn, e possierlich Luder. Dan siebzngahretn Boff hattn de Genger'schen Määd fig kein Grieps. Dar Kerri konnt su gut wie kää Deitsch. Obr durch dan Umgang mit dan Mäden, dos wäß dr Teifel, konnt'r im Handimdrehe genger'sch streitn. 's war ne richtige Fräd, wenn mr ne wos Reies drzöhln wollt un wenn ar nocher saht: „Weschie“. Ze Weihnachten machet'r mit de Määd nauf zun Liebig-Gott, dar in seiner Stub senn grußn labanding Weih-nachtsbarg aufgebaut hatt un hot dort allerlähand arzgebürgische Zshumpersiedle gesunge. Dr Ränäh hot an senn Vater geschriebe, doß 'r sehr fig 's Deitsche gelarnt hätt un doß 'r siech sei siech mit de Zeit unnerhaltn konnt. Wu nu in dr Umgegend

(Fortsetzung siehe Seite 8.)



Dr. Maximilian Weigel, Annaberg.

(Fortsetzung von Seite 2.)

die weiße Gestalt fällt herunter — — — es ist des Müllers Sohn, der auf den Tod getroffen da liegt. Er hat mit der ganzen Geschichte nichts zu tun.

Das Volk ist über die Gendarmen wütend, daß sie in ihrem Uebereifer harmlose Privatleute anschießen; der Kommissar Adam kommt in Untersuchungshaft, der Eifer der Exekutive wird merklich abgekühlt. Die Spitzbuben aber fühlen sich wieder sicher.

Von dem allem weiß der Schinnerhannes nichts. Er liegt tief unten im Turm zu Simmern, zwanzig Fuß unter der Erde in einem tiefen Loch, auf Stroh in Ketten, ohne Licht. Nur eine Oeffnung über ihm, durch die man ihm das Essen herunterläßt, sagt ihm, daß hier alle Ausbruchstünste nichts nützen.

Da unten hat der Hannes Zeit und Gelegenheit, über sich und sein Leben nachzudenken.

— Soweit hat er es also mit seinen 21 Jahren gebracht, daß er vielleicht hier unten sein Leben beschließen muß. Vielleicht henkt man ihn auch, oder köpft ihn, die Art des Sterbens war schließlich gleich. Aber man wird ihm ja keinen Mord und überlegten Totschlag nachweisen können. Rein, wirklich nicht. Die verschiedenen Totschläge in seiner Gegenwart haben mit ihm nichts zu tun, er hat sie nicht gebilligt. Aber vielleicht hat die hohe Justiz da andere Begriffe, wie der Schinnerhannes; vielleicht sagt die „mitgefangen, mitgehangen“. Der Standpunkt ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Er galt schließlich als der Anführer und war auch für die Taten seiner Gefellen mit verantwortlich. Die Sache war gefährlich und ging um Kopf und Kragen. Die Diebstähle und Räubereien waren schließlich nicht so schlimm, denkt der Hannes. Den Reichen, den Judden und den Franzosen ist Recht geschehen, daß man sie schröpft. Da wird man ihm deswegen den Kopf nicht kürzer machen. Früher hat man ja mit den Dieben kurzen Prozeß gemacht und sie aufgehängt. Aber da mußte man nun viel aufhängen in diesen Zeiten, da wären nicht genug Scharfrichter aufzutreiben, um alle Spitzbuben hinüberzubefördern. Und schließlich war ja auch der Franzmann selbst für Freiheit, hatte es seinen Reichen und Adligen genau so gemacht, wie der Schinnerhannes. Die Franzosen mußten doch dafür Verständnis haben. Und dann sollten doch auch die neuen Gedanken in dem neuen französischen Land eingeführt werden: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Die Freiheit hatte er sich genommen, frei von aller Autorität, sein eigener Herr, die Gleichheit kann doch nur darin bestehen, daß man den Reichen, besonders den Judden, das Geld abnahm, die Brüderlichkeit aber ist doch am schönsten bei seiner Bande durchgeführt. Er wird den Herren Franzmännern beim Prozeß ihre eigenen Dinge an den Kopf werfen und sie fragen, was anders denn sein Handeln sei, als ihre Forderungen in die Tat umzusetzen. —

Aber was nützen solche Gedanken da unten im dunklen Loch! „Au, da hat mich wieder so eine verfluchte Ratte angebissen. Wie mag ich ausschauen, kein Weibsbild wird mich mehr angucken können.“

„Schinnerhannes!“ ruft es von oben durch das Loch. — Das war ja eine weibliche Stimme. Hallo, will mal doch sehen, ob ich keine Macht mehr habe über die Weiber. —

„Schlagt mich doch tot, lieber heut', wie morgen, die Ratten fressen mich auf, seid doch menschlich, ich bin doch kein Vieh!“ Der Schinnerhannes brüllt es mit erschütternder Stimme durch den dunklen Keller.

„Ach, lieber Gott, arme Hannes geht elend kaputt, ich muß mit meinem Mann sprechen, das is ne Schand und Sünd, der arme Schinnerhannes krepirt, hat doch nir angestellt, wie e paar Lafer und Pferd gestohle. Kann man denn e Mensch so strafen!“

Die gute Frau des Turmwächters hatte an diesem Tage eine ganz geharnischte Aussprache mit ihrem Mann. Der berief sich auf seine Anweisungen, versprach aber mit dem Amtmann zu sprechen wegen Erleichterungen für den Schinnerhannes.

Schinnerhannes hatte Glück. Die Herren waren nicht mehr so radikal, seit dem dummen Reinfall auf der Kirner Mühle, wo

man einen Zivilisten anschoß. Gut, dann soll der Schinnerhannes tagsüber heraus in das Turmzimmer neben der Küche, aber zuerst müssen nochmal die Gitter nachgesehen werden und am Küchenzimmer müssen ganz schwere Eisenstäbe neu eingeseht werden, sonst macht es der Kerl wie der schwarze Peter, der durch das Küchenfenster ging.

Also kam der Schinnerhannes tagsüber in das Turmzimmer neben der Küche. In die Küche selbst aber ließ man ihn nicht. Man gab ihm Zeitungen und Schriften und Bücher, der Hannes sollte wissen, was in der Welt vorgeht, was der Napoleon und seine Generale treiben.

Da saß nun der Hannes und las und dachte und schaute nach dem Sonnenlicht, das hoch oben durch das Turmfenster einfiel.

— Da lag ja eine Schrift über den General Napoleon. Ja, das muß doch ein Kerl sein, wenn's auch ein Franzose ist; was der nicht alles geleistet hat und fortwährend leistet. Und ist gerade zehn Jahre älter, wie er, der Schinnerhannes. Ja, aber der war halt ein Soldat und er schwärmte dafür nicht. Vielleicht, wenn er gleich ein Kommando bekommen würde. Aber man kann sich ja auch vom Gemeinen emporarbeiten; wie mancher General des Napoleon hat sich so in die Höhe geschafft. So der Michel Rey aus Saarlouis drüben. War doch auch nur eines Böttchers Sohn und jetzt schon Brigadegeneral bei den Franzosen. Und würde sicher dabei nicht stehen bleiben. Aber bei dem Franzmann dienen? Nein und wieder nein. Ja, wenn bei den Deutschen so ein Kerl wäre, aber das sind ja alles adelige Herren, die lassen so einen aus dem Volke nicht hoch kommen, höchstens zum Hauptmann. Dafür braucht man nicht die Stellung zu wechseln. Hauptmann war er ja schon, wenn auch nur ein Räuberhauptmann. —

Und der Hannes seufzt auf. Was man alles in der Stille des Turmes für Gedanken bekommt.

— „Hab' ich nicht das Zeug in mir, etwas Großes zu leisten?! Muß man denn immer studiert sein, um zu etwas zu kommen?! Gewiß, etwas rechtes hab' ich nicht gelernt, nicht mal das Abdeckerk Handwerk. Aber Grüt' im Kopf hab' ich, Führerqualitäten, Frechheit, Mut, Furchtlosigkeit, Lesen und Schreiben kann ich, nichts kann mich verblüffen; was an mich kommt, wird angepaßt. —

„Zum Teufel, wenn ich nur erst heraus wäre aus dem Marterkasten!“

So schliefen die Wochen einsam dahin. Abends ging's hinunter ins Loch, morgens durfte er in die Turmstube. Oh, wie langweilig. Man kann doch nicht immer denken und grübeln, was kommt, was kommen könnte, wie man's anders hätte machen können. Wenn nur die Kerle mal endlich anfangen mit dem Prozeß. Anscheinend pressierte es ihnen nicht. Diese verfluchten Franzosen! Sperren einen freien deutschen Mann einfach ein und die eigenen Leute leisten dazu noch Handlangerdienste!

Einmal war die Mutter da. Drüben in der Küche war sie und redete laut durch die Wand. Sie schimpft halt wieder, wie immer. Was kann ich für alles, bin halt ein Kind der wilden Zeit, andere sind zu dumm zum Räuberhauptmann oder zu feige oder zu bigott. verschon' mich endlich mit Moralpredigten und sorg' dafür, daß ich aus dem Verließ da heraus komm. Ist halt doch ein Unglück, daß ich immer im Grund ein Mutterkind bin; ist eigentlich eines 21jährigen Burschen unwürdig. Aber sie hängt an mir, wie schließlich jede Mutter an ihrem Kind. Was kann sie endlich dafür, was aus mir geworden ist, was kann ich dafür. Die Zeiten sind dran schuld und die Umstände und die Franzosen und meine Natur und die Weibslaut — „zum Teufel noch mal, Modder schell' net so, un mach m'r das Lebe net noch schlimmer, sonst häng' ich mich noch uff.“

Da schwieg die alte Frau und ging weinend fort. Was hat man alles so schön gehört von drüben in der Küche. Die Wand muß doch ganz dünn sein. Hannes schleppt sich mit seinen Ketten an die Wand gegen die Küche, klopft leise ab.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung von Seite 6.)

wos lus war, do konnt mir aa ne Ränäb atraffn. In Harwitz hot ar de ganzn Rärmissn mietgenomme. Mr konnt'n in Gasbich, in dr Zwönz, in Altle, in Grinnhaa, in Geeln, in Heerld, in dr Sähm, in Schimfeld un in Darmerich off de Tanzbödn sahe, wie ar de Rär-misgumpfern ausschwenkn tat. Ar war überol wohl gelietn un hätt ar nett su nen franzees'schen Kopp gehätt, mr hätt ne nett vun enn eigeburne Geyerschen dr Sproch nooch unnerscheiden könne.

Wie dr Ränäb zr Darmerischen Rärmiss wor, sohn in dr Saalstüb die paar Grufn vun Darmerisch an dan Stammtisch un tatn siech net garschtig dechten, wie nu dar Ränäb mit ihrn Wädn tanzn tat. Dr Langer Rag kam off'n Eisfall, mr sollt dan Franzus emol rahuln, domit ar emol e bissel Franzees'sch streitn söllt. Dä kärer vun dan Leitn hat in senn Labn aa nār enn franzees'schen Brocken gehärt. Wos dr Zeichnsraa ihr Maa war, die ben Har-mann de Zeichnwäsch laaset, dar kannt ne Ränäb gut, ar war sugar mittn Ränäb berdu. Ar winket ne Ränäb mit dr Hand un schie war dr Ränäb an dan Tisch, wu nu die paar Darmerischen Grufn sohn. Dr Zeichnsraamaa saht zon Ränäb, die Härn möcht gerne emol Franzees'sch streitn härn.

Dr Ränäb freget: „Worim dä?“ Dr Miller-Lob meenet drauf: „Ru nār su.“ Ru hot dr Ränäb sitz franzees'sches Zeig hargeschlappert, döb dan Darmerischen is Sahe un Härn orging. Dr Schandarm fand zeerscht de Sproch wiedr. Ar freget ne Ränäb, ob dä eenglich is Franzees'sche schwärner wies Deutsche sei. Dr Ränäb sagt: „Dos laste dr denkn. Mir in Frankreich schreibn ganz annerstcher wie mir streitn. Ihr kennt doch dann Bordowein, do schreibn mir Bordeaux und mir sogn „Bordo“. Do fiel ne dr Giersch-Karl ins Wort un saht: „Ru do kaa doch nisch befunderich drbei sei, mir schreibn „Tannenberg“ un mir sogn: „Darmerich“. Do hobi se alle gelacht un dr Ränäb muß'ts zugabn, döb im Sächs'schen aa Wörter göb, die annerstcher ausgesprochn würn als wie mr se schreibt.

Is Frihgahr drauf is dr Ränäb off ganz nooch Paris zeri. Ar wollt drüb deutscher Sprochlärer warn. Dr Knopp-Frih-Anton hot noch viel von dan Karri vzecht, mr kennt sahe, wos es ze bedeitt hot, wenn de Rinner in dr Fremd Biding lerne. Nār dr Har-mann war net mähr gut off dan Gung ze sprachn. Nooch seiner Meening hätt siech zewingsten von Ränäb sein Eltern gehärt, döb se siech drfir bedankt hätt, döb ar dan Karri su fig is Deitsche beigebracht hätt.

's Dantstelligegramm.

Wie dr Saalner-Albin noch in Baarnstää sei Schänk hatt, hot ar siech siech paar Pseng ordient. Ar hat aa sei Schänk gut austaffiert, un is lehrn alle deine ei, die ne von Annebarg har

kanntn, wu ar ball überol aushilfs-gefellert hat. Wenn de Saacher raus zun Albin kame, do hobi se ihr Käbel ausgetriebl. 's war im Keenig sen Gebortstog rim, da saht dr Bähler-Mag, döb jeder e Dantdeebäsch von Keenig bekäm, dar ne zon Gebortstog grateliret. Dr Albin war aa fig drbei un ar hot wahrhaftig kuraschert, wie ar war, an Keenig aa deebäschert un an annern Tog kam siech von Drasdn de tellegrafische Antwort: „Besten Dant für Glückwunsch. Albert.“ Dr Albin hot die Deebäsch nei zon Schreiber-Geloser geschafft, un dar hot se egerahmt, un dr Albin hot gegleich drauf gelauert. Drhäm hot ar an Stammtisch unnern Regelator ne Keenig sei Antwort aufgehängt. Ar konnt kaum 's annere Gahr drwartn, wu ar nu wiedr deebäschern konnt. Un ar hot's aa gemacht. Un an annern Tog war siech wiedr de Antwort do: „Besten Dant für Glückwunsch. Albert.“ Fig muß nu dr Schreiber-Geloser aa die Antwort eirahme. Wenn nu dr Bähler-Mag odr dr Miller-Louis odr dr Held-Arno in Drasdn, in Lad Elster odr in Bilsnig warn, wu siech zeitweilig nu gerode dr Keenig aufhielt, do deebäschertn se: „Dem wadern Bergquell-wirt herzlichen Gruß. Albert“, oder: „In Bad Elster gedenke ich des treuen Bergquellwirts. Albert“ oder su wos Ähnlichs. Wenn se nu naus zon Albin kame, do hatt ar jedesmol die eigerangene Deebäsch eigerahmt an dr

Wand hänge. Wie ar nu su e siebn Stüd dra hat, saht emol dr Postverwalter, dar draußn bei Albin ze Bier war: „Harr Mann, lossn Sie siech nār net verolbern, die ärschte, amende aa de zweete Deebäsch kaa echt sei, obr an die annern gelaab ich sei net.“

„Obr, Harr Postverwaltr, alts Gebatsch, sahn Se dä net, döb alle von darfelbn Handschrift sei?“ Un domiet hot dr Albin bewißen, döb se von Keenig schtämme müßn.

Weil obr dr Schandarm e bissel hinner dan Zeig har war, hot dr Albin nisch mähr von Keenig gehärt, aa wenn ar an senn Gebortstog noch su viel ärscht hiedeebäschert hat. Dr Albin konnt siech nār su drklärn, döb dar Schandarm miet dr Bickelhaub, dar ne in dr Schlaate in Bsaarfall neigewichst hatt, de Antwort-deebäsch unnerischloan tat. Trohdam sieh ar siech käne von dan Eigerahmt narnernamme, aa wenn dr Baarnstäner Schandarm ne Albin waan grobn Ufug azänge wollt.



Dr Roscher-Lav aus Altle

ein als Holzhacker und Gelegenheitsarbeiter sich durchs Leben schlagender Erzgebirgler ist es, der als Spasmacher weit und breit bekannt ist. Wenn auch Frau Sorge allezeit bei ihm zu Gaste war, läßt er sich seine Zeit doch nicht trüben und lacht mit frohem Mut in die Welt.



's Köhler-Meißel aus Annaberg

soll nicht vergessen sein, wenn wir heute von „Erzgebirgische Orphenale“ erzählen. Wer kennt ihn nicht, den Annaberger Kräutermann, der mit seinem Tragkorb unterwegs in Wald und Feld sich aus dem Garten Gottes die Heilkräuter holt. Das alte Köhler-Meißel aus Annaberg versteht sich darauf.

